

Ekklesiologische Irrwege?

Der Priestermangel und das Suchen nach einem Zukunftsmodell
für Kirche und Gemeinde

Von Winfried Henze

I.

Die Zahl der Priester nimmt in den deutschen Diözesen seit etlichen Jahren kontinuierlich ab. Immer öfter muß ein Pfarrer die Sorge für eine Nachbargemeinde mit übernehmen. Eine Zeitlang hat man versucht, auftretende Notstände durch »Löcherstopfen« zu beheben, zum Beispiel durch den Einsatz von Ordenspriestern in der Pfarrseelsorge oder durch Hereinholen von Priestern aus dem Ausland. Inzwischen jedoch wächst die Einsicht, daß man mit Notmaßnahmen auf die Dauer nicht weiterkommt. Man sieht den Priestermangel nicht als eine vorübergehende Mangelerscheinung an, sondern nimmt ihn mehr und mehr zum Ausgangspunkt, über die Struktur der Gemeinde der Zukunft nachzudenken, aufbauend auf der *Communio*-Theologie des Zweiten Vaticanums. Angestoßen von der Notsituation beginnen viele, neue Gemeindemodelle zu entwerfen. Solche Überlegungen sind dringend. Sie bergen dennoch in sich die Gefahr ekklesiologischer Irrwege.

Was eine katholische Gemeinde ist und wie sie künftig aussehen soll, wird noch mancher theologischen und praktischen Erörterung bedürfen. Deutlich ist ein wachsendes Verantwortungsbewußtsein der Gemeindemitglieder für das Leben ihrer Gemeinde zu beobachten. Im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil wird mehr und mehr über das allgemeine Priestertum der Gläubigen gesprochen, und in der Tat ist diese theologische Wiederentdeckung noch längst nicht bis in ihre letzten Möglichkeiten und Konsequenzen durchdacht. Doch bei allem theologischen Denken und allem konkreten Wandel der Gemeinden gibt es hier doch Konstantes, das nicht zur Disposition steht. Das Miteinander von Amt und Gemeinde gehört offenbar zum Wesen der Kirche, diese »polare Zweiheit« ist ihr unantastbarer Besitz, und die Kirche hat deshalb alle Versuche, den wesentlichen Unterschied von Amt und Gemeinde zu beeinträchtigen, entschieden zurückgewiesen.¹ Es ist darum auch unsinnig (und scheint auch aus der Mode zu kommen), von »priesterlosen Gemeinden« zu sprechen – solche kann es nach katholischem Verständnis nicht geben. Umso aufmerksamer müssen freilich alle sein, die dem Priestermangel mit einem neuen »Gemeindekonzept« begegnen möchten. Es kann nicht Aufgabe unserer Seelsorgerplaner und Synoden sein, Strukturen und Programme zu entwerfen, die ein möglichst vollkommenes Gemeindeleben ohne Priester zum Ziel haben. Sie könnten ja auf diese Weise in die Gefahr geraten, so gute »Ersatzmodelle« zu schaffen, daß diese am Ende als Kirche der Zukunft betrachtet werden, derweil unabdingbare Merkmale der katholischen Gemeinde in den Hintergrund treten. So entsteht ein Dilemma: Je besser es gelingt, »priesterloses« Gemeindeleben zu gestalten, umso mehr könnte dadurch einer falschen Ekklesiologie Vorschub geleistet werden.

¹ Vgl. O. Semmelroth, *Die Kirche als Ursakrament*. Frankfurt 1953, S. 203.

II.

Zunächst freilich wird es um sehr viel Einfacheres gehen. Die Priester müssen von Beschäftigungen entlastet werden, die nicht ihres Amtes sind. Bischöfe haben die ständig steigende »Papierflut« beklagt. Noch immer ist es weithin üblich, den Priester auch da als Verantwortlichen anzusprechen, wo eigentlich der »Weltdienst« der Laien gefragt ist, zum Beispiel, wenn sich eine Gemeinde um die Wohnungsnot der Spätaussiedler und Studenten oder um Maßnahmen für die Arbeitslosen oder die Drogenabhängigen kümmert. Vielerlei Verwaltungsaufgaben in der Gemeinde und ihren caritativen Einrichtungen werden noch immer dem Priester aufgebürdet, auch von den bischöflichen Behörden. Man wird prüfen müssen, ob sich die Kirche nicht institutionell übernommen hat, so daß sie bei etlichen Einrichtungen nur noch »Trägerin«, dagegen kaum noch geistliche Gestalterin ist – wobei dem Priester oft weniger die spirituellen Aufgaben als ziemlich weltliche Arbeitgeberfunktionen obliegen. Sehr genau werden unsere Gremien darauf achten müssen, wem sie Aufgabenfelder wie »Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« zuweisen – sind das genuin priesterliche Themen? Erst recht wird die Gemeinde der Zukunft den Priester immer weniger beim Organisieren ihrer vielfältigen Freizeit-Aktivitäten, ihrer Geselligkeit, gar als *maitre de plaisir* in Anspruch nehmen. Die Möglichkeiten seiner Entlastung von Nicht-Priesterlichem sind wohl bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

Zu fragen ist darüber hinaus, ob nicht auch der eigentliche Dienst des Priesters, besonders bei der Feier der Eucharistie, im Übermaß in Anspruch genommen wird. In manchen deutschen Großstädten ist in den letzten drei Jahrzehnten die Zahl der Sonntagsmessen im Verhältnis zur Zahl der Gemeindeglieder auf das Doppelte und mehr gestiegen. Die Kirche ist der Siedlungsentwicklung gefolgt und hat überall in den Vororten und Trabantenstädten der Großstädte Pfarrgemeinden eingerichtet. Sie ist damit den Gemeindegliedern örtlich nahegeblieben und hat ihnen weite Wege zu zentral gelegenen Kirchen erspart. Es muß gefragt werden, ob den Gemeindegliedern nicht dafür eine Einschränkung hinsichtlich der jeweils günstigsten Zeiten für die Sonntagsmesse auferlegt werden kann. Jedenfalls führt das Bestreben, in jeder Gemeinde ein vollständiges »Programm« einschließlich der Vorabendmesse »anzubieten«, zu der kaum noch zu schaffenden Vermehrung der Meßfeiern.² Ähnliches ist über die Messen aus besonderem Anlaß zu sagen (Trauung, Sterbefall etc.): Lassen sie sich nicht oft mit dem normalen Gemeindegottesdienst zusammenlegen, sonntags wie werktags?

Fragen dieser Art dürfen nicht als bloße Probleme der Organisation oder des Managements betrachtet werden. Es geht um eine Gemeindeform, um einen Mentalitätswandel, bei dem die Kirche immer weniger als »Service-Unternehmen«, dafür immer mehr als Gemeinschaft verstanden wird. Insofern ist es richtig, wenn man das brennende Problem nicht vom Dienst des Priesters, sondern von der Gemeinde her anpackt.

² Hier ist auch zu fragen, ob das Verständnis der Eucharistiefeier als »Versammlung der Gemeinde am Herrntag« nicht bedeutet, daß im Idealfall überhaupt nur eine Messe in jeder Gemeinde stattfindet.

III.

Wichtigster Vollzug des Gemeindelebens ist die Eucharistiefeyer, möglichst die sonntägliche. Christus sagt: Tut *dies* zu meinem Gedächtnis! *Dies*, also nicht irgendetwas anderes. In dem Bestreben, der Gemeinde einen sonntäglichen Gottesdienst zu ermöglichen, auch wenn kein Priester zur Verfügung steht, sind mannigfache Formen priesterloser Gottesdienste entwickelt worden, man beginnt zu entdecken, daß Wortgottesdienste genuine Ausdrucksformen der Laien-Spiritualität sein können. So wird man sich um deren Gestaltung weiter bemühen müssen. Und doch steckt hier eine Gefahr: Wenn man, statt Formen echter Laiengottesdienste zu entwickeln, nach einem immer besseren »Ersatz« für die Messe sucht, könnte der Vorrang des Eigentlichen in Vergessenheit geraten.

Es gibt Formen dieser Gottesdienste, bei denen die Gemeindemitglieder kaum noch den Unterschied zur Meßfeier bemerken. Da findet ein kompletter Wortgottesdienst mit Kyrie, Gloria, Lesung, Evangelium, Predigt, Credo und Fürbitten statt, danach Präfation, Sanctus, Paternoster, Agnus Dei, Kommunionausteilung und Schlußsegen. Ein solcher Gottesdienst, sorgfältig vorbereitet und musikalisch gut gestaltet, wird bald recht beliebt sein und sich möglicherweise angenehm abheben von der Messe, die ein »eingeflogener« überlasteter Priester zelebriert. Gibt man hier der weitverbreiteten Neigung nach, der »Akzeptanz«, womöglich gar der Ästhetik des Gottesdienstes den Vorrang vor dem Wesen des Geschehens zu geben, geht der Sinn für die Unersetzbarkeit der Eucharistiefeyer verloren. Wo immer man das Problem der Gemeinden ohne ortsansässigen Priester behandelt, wird man prüfen müssen, ob priesterlose Gottesdienste mit Kommunionausteilung überhaupt zum örtlichen Regelfall werden dürfen, ob sie mit der Trennung von Meßfeier und Kommunionempfang nicht weit hinter die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückführen und hinsichtlich des Eucharistieverständnisses nicht eine neue ökumenische Belastung aufbauen.

In bischöflichen Verlautbarungen sind die priesterlosen Gottesdienste am Sonntag als hochbedeutsam für den Zusammenhalt der Gemeinde bezeichnet worden, auch die Würzburger Synode hat diesen Gedanken unterstrichen. Keiner dürfe diesen Gottesdiensten »aus nichtigen Gründen fernbleiben, etwa, weil er in der Nachbarschaft eine Eucharistiefeyer besuchen kann«, hieß es in einem kirchlichen Amtsblatt.³ Hier ist ernsthaft zu fragen, ob der Gemeindebegriff noch stimmt, der das Zusammenkommen, bei dem nicht die Eucharistie vollzogen wird, mit solchem Vorrang bedenkt. Es müssen Wege gefunden werden, daß die Gemeinde auch bei seltener werdenden Eucharistiefeyern sonntags zusammenkommt, ohne Zweifel. Aber es muß auch das Bewußtsein wachbleiben, daß das Meßopfer nicht durch noch so wohlgelungene Gottesdienste anderer Art ersetzt werden kann.⁴

3 Vgl. *Kirchlicher Anzeiger für das Bistum Hildesheim* 1978, S. 206.

4 Wie weit man beim Bemühen um priesterlose Gottesdienste auf ekklesiologische Irrwege geraten kann, hat ein Artikel des Salzburger Liturgikers Franz Nikolasch in der österreichischen Zeitschrift *Kirche intern*, Maiausgabe 1990, gezeigt. Er empfiehlt den Katholiken, in Ermangelung eines geweihten Priesters das Abendmahl des Herrn alleine zu feiern und begründet dies mit den positiven Aussagen, die das Konzil über das protestantische Abendmahl gemacht hat. Diese könnten also – so Nikolasch – Katholiken bei einer Abendmahlfeier ohne Priester auch erfahren. Man kann nicht genau erkennen, bis zu welcher Konsequenz der ekklesiologische Irrweg hier beschränkt

IV.

So haben Bestrebungen, ein Modell der künftigen Kirche unter dem Gesichtspunkt des Priestermangels zu entwickeln, ihre Tücken. Man muß doch fragen: Ist der Schwund der Priesterberufe ein unabwendbares Fatum? Gewiß weiß niemand, wie lange die derzeitige Notlage noch andauern wird, gewiß müssen unsere Synoden dies realistisch feststellen und versuchen, das Beste aus der Not zu machen, neue Aktivitäten zu entwickeln, neues Verantwortungsbewußtsein der Gemeindemitglieder auf der Basis des allgemeinen Priestertums. Nur eines dürfen sie nicht: den Priestermangel zur Grundlage eines Modellentwurfs für die Kirche von morgen machen. Der Priestermangel ist nicht Grundlage, sondern Notstand. Er darf nicht als Richtschnur genommen, er muß vielmehr bekämpft werden. Es ist die Frage, ob genug geschieht, um den Gemeinden von morgen die nötigen Priester zu sichern. Zweifellos ist dies zuerst eine Sache des Gebetes.⁵ Aber wird es nicht Zeit, überall mit Leidenschaft die Frage zu diskutieren: Was tun wir, um wieder mehr Priester zu bekommen? Ein paar Anregungen dazu seien zur Diskussion gestellt.

Zunächst ist zu fragen, ob in der katholischen Jugend, aus deren Arbeit jahrzehntelang die meisten Priesterberufe gekommen sind, wohl der Geist herrscht, in dem sich solche Berufe entwickeln können. Hier wie erst recht an den Theologiefakultäten ist oft eine übertrieben kirchenkritische Einstellung zu beobachten, die möglicherweise Priesterberufe erstickt oder doch vielen jungen Männern den begeisterten Schwung nimmt, in und mit der Kirche für das Reich Gottes zu arbeiten. Zur derzeitigen Diskussion zwischen den Lehrern der Theologie und den Bischöfen könnten Gemeinden, die vom Problem des Priestermangels umgetrieben sind, einen wichtigen Beitrag leisten.

Wird das Berufsbild des Priesters nicht durch ein übertriebenes, zuweilen fast wehleidiges Reden von Mangel und Überlastung getrübt? Dabei gibt es zweifellos Männer mit vergleichbarem Bildungsstand, die härter arbeiten müssen als viele Priester, auch solche, die bei Versetzung weniger rücksichtsvoll behandelt werden, obwohl sie Familie haben (z. B. Offiziere der Bundeswehr) – von den Anforderungen, die hinsichtlich von Umgangsformen und Disziplin in großen Unternehmen gestellt werden, ganz zu schweigen. Die Not vieler Priester ist nicht die Arbeitsüberlastung, sondern das Gefühl, nichts zu schaffen, immer wieder neue Enttäuschungen erleben zu müssen. Das aber ist ein Problem, das mit dem Personalmangel nur wenig zu tun hat. Es ist ein Problem der Spiritualität und Aszese, und es muß gefragt werden, ob die Priesterausbildung in dieser Hinsicht genug bietet.

Das zuviele Reden über den Priestermangel birgt auch die Gefahr in sich, daß der Leistungswille nachläßt, weil man meinen könnte, daß ja doch jeder genommen wird, gleichgültig, wie er sich verhält und was er für Zeugnisse bringt. Auf keinen Fall darf der Mangel Bischöfe und Regenten veranlassen, tatsächlich in diesem Sinne zu verfahren. Noch immer haben vielmehr Ziele gereizt, die nicht mit leichter Hand zu gewinnen waren.

ten ist: entweder bis zur Empfehlung einer bloßen Erinnerungsfeier als Eucharistie-Surrogat – oder sogar bis zur Leugnung des Weihepriestertums als Voraussetzung einer gültigen Eucharistiefeier.

5 Vgl. Lk 10,2.

Eine wichtige Voraussetzung für mehr Priesterberufe ist auch das Beenden der Zölibatsdiskussion. Daß die ehelose Lebensform der Priester wertvoll ist und daß die Kirche nicht zur Überwindung einer Mangelphase darauf verzichten wird, ist oft genug gesagt worden, so auch wieder von der Bischofssynode im Herbst 1990. Papst Johannes Paul II. sieht im schwindenden Sinn für die priesterliche Ehelosigkeit ebenso einen »geistlichen Notstand« wie im Priesterangel selber.⁶ Wenn junge Männer, die diesen Weg zu gehen bereit sind, damit in der Kirche, bei Professoren und Gemeinden auf Unverständnis stoßen, läuft ihre Bereitschaft zur Ganzhingabe im Priesterberuf leicht ins Leere und wird menschlich nicht mehr tragbar. Man muß alle diejenigen, die die Zölibatsdiskussion immer wieder neu entfacht haben, kritisch fragen, ob sie damit nicht manche Priesterberufe ins Wanken gebracht haben. Auch das Modell der »viri probati« wird solange keine Chance haben, als es Tendenzen gibt, damit den Priesterzölibat auszuhebeln. »Viri probati«, gestandene verheiratete Männer aus der Mitte der Gemeinde, sind ein anderer Personenkreis als die nicht mehr zu übersehende Gruppe derjenigen, die Theologie studieren und wegen des Zölibats keine Priester werden, dabei aber das Ziel verfolgen, nach Jahren im kirchlichen Dienst doch noch zu Priestern geweiht zu werden. Unter solchen Auspizien das Projekt »viri probati« zu betreiben, bedeutet in der Praxis, den normalen Priesternachwuchs weiter zu mindern und junge Männer in eine Sackgasse zu führen. Wenn je die Grundidee der »viri probati« in der Kirche eine Chance haben soll, muß zuvor die derzeitige Zölibatsdiskussion ihr Ende gefunden haben.

Zu fragen ist auch, ob der Priesterberuf nicht an Anziehungskraft gewinnen würde, wenn man die Stellung des Priesters in der Gemeinde deutlicher nach den Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils theologisch beschreiben würde. Ist genügend klar, daß der Priester nicht nur Glied der Gemeinde ist wie alle anderen, sondern ihr auch »in persona Christi« gegenübersteht?⁷ Wer die künftige Gemeindestruktur vom Priesterangel her anpackt, gerät leicht in die Gefahr, das allgemeine Priestertum aller Getauften so zu betonen, daß die Konturen des Weihepriestertums unklar werden. Das Verbot der Laienpredigt in der Eucharistiefeier (also in Anwesenheit eines Priesters) verrät die Sorge Roms um solche Nivellierungstendenzen. Bei aller Mitverantwortung der Laien, die sich weiter entfalten muß, darf nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Priester die Gemeinde im Auftrag des Bischofs kraft seines Amtes leitet, also keiner demokratischen Legitimation bedarf. Gewiß darf es keine Rückkehr von »Hochwürden« geben, gewiß müssen die Priester noch mehr Brüderlichkeit im Umgang mit den Laien pflegen (und deren vorrangige Kompetenz auf ihren Gebieten achten), aber der Tendenz zu einem kongregationalistischen Kirchenbegriff muß widerstanden werden: Die Autorität des Priesters leitet sich nicht »vom Volke her« ab. »Demokratische« Tendenzen dieser Art sind weit verbreitet. Die Kirche indessen »weiß um ihr Wesen und kann es nicht den Wünschen zeitbedingter Auffassungen preisgeben«.⁸

6 Vgl. die Ansprache an die Deutsche Bischofskonferenz in Fulda am 17. November 1980, in: Papst Johannes Paul II. in Deutschland. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles Nr. 25, hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1980.

7 Vgl. *Lumen gentium* 3/27.

8 Vgl. O. Semmelroth, a.a.O., S. 204.

V.

Es ist also, nach alledem, kein Irrweg, wenn man den Priestermangel zum Anlaß nimmt, um über das Thema »Gemeindereform« nachzudenken. Sofern man die je eigene Verantwortung von Priestern und Laien beachtet, kann das Suchen nach neuen Modellen für die Gemeinde viel Gutes bringen, die hier angedeuteten ekklesiologischen Irrwege können vermieden werden. »Gemeindereform« ist jedoch nicht zuerst eine Sache der Strukturen, sondern der geistlichen Erneuerung. Wenn diese die Hauptsache bleibt, schwindet die Gefahr, daß in den Gemeinden ein Klima der Zufriedenheit mit Ersatzlösungen entsteht. Vielmehr wird eine Atmosphäre geschaffen, in der Priesterberufe wachsen können. Das Modell der Gemeinde von morgen ist nicht so sehr durch Planen und Konstruieren zu finden als vielmehr durch die Bereitschaft zu unbedingter Christusnachfolge – wozu auch das tapfere und geduldige Durchstehen von Mangelzuständen gehört.

Zur »Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen«

Von Joseph Kardinal Ratzinger

Die »Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen«, die die Vatikanische Kongregation für die Glaubenslehre am 24. Mai dieses Jahres veröffentlichte, hat besonders in Deutschland »kritische Anfragen« ausgelöst. Zwar wurde der vollständige Text der Instruktion in der »Herder-Korrespondenz« (August-Heft, S. 365-373) publiziert, doch hat die Presse-Präsentation, die Joseph Kardinal Ratzinger bei ihrer Veröffentlichung vorlegte, bei uns nur wenig Beachtung gefunden.

Im folgenden drucken wir diese Pressevorstellung vollständig ab, da wir glauben, daß sie zu Lektüre und Verständnis der Instruktion eine wichtige Lesehilfe darstellt.

Die Bedeutung des Theologen und der Theologie für die ganze Gemeinschaft der Gläubigen ist auf dem Zweiten Vatikanum in einer neuen Weise sichtbar geworden. Vorher hatte man Theologie als eine Beschäftigung eines kleinen Kreises von Klerikern angesehen, als eine elitäre und abstrakte Angelegenheit, die für die kirchliche Öffentlichkeit kaum Interesse beanspruchen konnte. Die neue Weise, den Glauben zu sehen und zu sagen, die sich auf dem Konzil durchsetzte, war Frucht des vorher kaum beachteten Dramas einer theologischen Neubesinnung, die nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit neuen geistlichen Bewegungen in Gang gekommen war. Die herrschende liberalistische Grundstimmung mit ihrem naiven Fortschrittsoptimismus war im Grauen des Krieges zusammengebrochen und mit ihr auch der theologische Modernismus, der